

Zum Sonntag / Unterhaltungsbellege des „Sächsischen Erzählers“

Wanderfegen.

Bei' ich die Phrasen nach, da wir uns lassen,
Die mich verdroß in allen Gassen: „Seht wohl!“ . . . ?
Wohleben? Wirklich? — Rein doch, Rein.
So soll mein Wanderwunsch nicht sein.
Reht schlecht und recht! Tag euren Tag,
Macht euch, ihr Jungvolk, schafft und schuftet!
Brecht, was nicht biegt, und singt und steg!
Und nehmt und gebt und liebt und lebet!
Lebt? . . . gar um jeden Preis?
Um schließlich jammernd, das Lieberliebste umklamern,
Als Balg und Irrewisch umzugehn,
Statt männlich fallend zu bestehen?
Ist, einmal ganz sich aufzugeben,
Nicht erst und eigentliches Leben?
Wer nicht verarmen will, der fern' verschwendet!
So streut euch aus mit vollen Händen:
Dem Klumpen, der sich sehnt nach Sein,
Hauht euren Schöpferatem ein!
Erneut, was well und weh verdrägt,
Belebt, was nach dem Wehe lechzt!
Durchdringt, erfüllt, was hilflos, heillos, hoch!
Seid Sauerzeug!
Und so lebt wohl!
Richard Curinger.

Zwei in der Einsamkeit.

Sitze von Josefina Richter.

Witten in der Einsamkeit steht das saubere kleine Haus.
Ein fruchtbares, mühsam bearbeitetes Stück Garten und
Ackerland umgibt es, Hühner scharren im Obstgarten, üppig
pflanzen die sorgfältig umzäunten Gemüsebeete.
Eva Gast steht in ihrem handgewebten, buntstreifigen
Kleid am neugebauten Hoftor und späht den Feldweg
entlang, der holperig und ausgewaschen zu der großen Sand-
straße führt, die, eine reichliche halbe Stunde entfernt, die
Welt in der Einsamkeit mit der Welt verbindet.
„Stephan, sie kommen!“ ruft Eva, und sie wendet sich
nach ihrem Manne um, der im Werkzeugschuppen an der
Hofelbank arbeitet.
„Nach heute auch Feierabend, Du!“
Stephan Gast antwortet zustimmend und tritt heraus.
Er steht die Sonne über Evas Blondhaar flimmern, und
seine Augen leuchten einen Herzschlag lang in blauem Feuer.
Aber sie werden dann ernst und prüfend, als sie die drei
kommen sehen.
Es sind Freunde aus früheren Tagen, und Eva hat sich
schon wochenlang auf den Besuch gefreut. Sie ist stolz,
ihre kleine Besitzung, ihr Haus, ihren Acker, ihren Garten
zeigen zu können, alles das, was Stephan und sie in zwei
schweren Jahren mit ungeheurer Anstrengung erobert
haben.
Als Eva jetzt — breiter geworden in Schultern und
Hüften, mit verwitterter Bräune auf Antlitz und Armen —
neben den zwei schlanken, gepflegten, modisch gekleideten
Frauen steht, die sie liebhaft und gerührt begrüßen, glückt sie
einer jungen Bäuerin. Und der dritte, ein verdroßener und
müde aussehender Herr, der über den schlechten Weg und
die unangünstige Autobusverbindung klagt, wird heiterer bei
Evas Anblick.
Er wollte sie ja zur Frau haben, denkt Stephan Gast
gequält, zur Befährtin für ein leichteres, sorgloseres Leben,
als es das meine ist. Eva meint, ich wisse es nicht . . .
Stephan Gast sitzt stumm am feiertäglich gedeckten Tisch
— das beste Dinnen hat die Frau herausgenommen —, er
ist ohne Appetit. Denn es ist so, daß er bisher gemeint hat,
dieses Haus, sein Haus, das er sich gebaut hat, Stein an
Stein, Balken an Balken, wäre ein schönes Haus, ein kleines
Königreich mit Garten und Acker mit seinen einfachen, selbst-
gefertigten Möbeln. Aber nun ist er etwas Besseren belehrt;
nun weiß er, daß es arm, klein, eng ist, unpraktisch einge-
richtet. Volle Bitterkeit besteht er seine harten, rissigen
Hände. Sie haben gut reden, die anderen da, großt er
innerlich, und er denkt an alle Mühe Tag um Tag und auch
an die helle Freude, als er endlich mit Eva über die Schwel-
le treten konnte und sagen: „Unser Eigen!“
Ach, aus allen Gesprächen der Gäste — der zutiefst
feindsich Gesinnten, das spürt er — hört er nur die wenigen
echten Worte wie: „Wie lebt Ihr denn hier im Winter?“ —
„Ist es Dir nicht manchmal zu einsam hier, Eva?“ — „Ist
Dir die ungewohnte Arbeit nicht zu schwer?“ — „Wie sehr
Du Dich verändert hast!“
Sie bleiben im Hause, diese Worte — Stephan weiß es.
Sie liegen auf der Schwelle, schweben in der Luft, ranken
mit dem Weinstock um die blanken Fenster.
Mit großen Blumensträußen sind die Besucher am
Abend gegangen. Eva hat sie bis zur Autobushaltestelle ge-
bracht; sie kommt noch rechtzeitig vor einem nahenden Ge-
witter ins Haus. Nun steht sie in der kleinen Küche und
spült das Geschirr. Stephan hilft ihr dabei, obwohl er nöti-
ger im Stall zu tun hätte.
„Du warst nicht übermäßig freundlich zu meinen Be-
kannnten, Stephan.“
„Rein, Eva, ich konnte es nicht. Sie kommen aus einer
anderen Welt; sie passen nicht mehr zu uns. Fühlst Du es
nicht selbst, Eva?“
Eva läßt plötzlich ihre Arbeit stehen. Sie sinkt müde auf
die Bank am Herd, ihre Hände zittern.
„Sind wir nicht Narren, Stephan? Ach, gib es doch zu!
Warum arbeiten wir so hart und nehmen das Leben so
schwer? Sieh die anderen an, wie leicht sie es sich machen,
und sie kommen auch durch. Oder meinst Du, sie hungern?“
„Rein“, sagt Stephan, „nein. Aber sie haben keine
Heimat und ihre Kinder auch nicht.“ Eva hört kaum auf
seine Worte.
„Wenn Du gern einmal ein paar Tage in die Stadt
wilst, Eva“, beginnt Stephan zögernd, „es läßt sich schon
möglich machen . . .“

„Rein!“ sagt Eva rauh. Und dann schlägt sie die Hän-
de vors Gesicht und weint. Er steht mit Schmerz und Rüh-
rung auf ihre harten, verarbeiteten Hände, die einst zart
und weich waren.
„Dann mußt Du eine Zeitlang fortgehen von hier, Eva“
— mühsam sagt es Stephan — „bis Du wieder Mut zu
unserem schweren Lagerort hast.“
„Ja, das muß ich wohl, Stephan.“
Da ist der erste Donner Schlag, und der Regen strömt
rauschend nieder. Was liegt jetzt daran, wenn Feld und
Garten überflutet werden. Rein, er bangt nicht mehr um
Haus und Stallung. Es ist ja alles sinnlos, wenn Eva ihn
verläßt. Noch einmal beginnt er zaghaft: „Wir werden nicht
immer allein bleiben, Eva; es werden Nachbarn kommen,
das Land wird in Kürze besiedelt.“
Es sind immer dieselben Worte, denkt Eva, ach, es ist
immer das gleiche Bild am Abend: die trübe brennende
Lampe; die Oliebier so schwer von Müdigkeit. Dort, wo wir
früher waren, ist es heiterer. Da ist Musik und Tanz, ist
Licht und Leben. Dort fühlt man, daß man jung ist.
„Schlaf, Eva, schlaf! Morgen hat alles ein anderes
Gesicht.“
Ein Weilschen wehrt sie sich gegen den Schlaf, aber ein-
wägig rauscht der Regen, rüttelt die Uhr in der Kammer. Wir
sind auf verlorenem Posten, denkt Eva Gast noch an der
Schwelle des Traumes.
Es regnet die ganze Nacht, und die ganze Nacht wacht
Stephan Gast und lauscht auf die Atemzüge der Befährtin,
auf das Stundenschlagen, auf den Gang der Einsamkeit,
dieses geliebte, tröstliche Lied um sein Dasein. Als der Mor-
gen zu grauen beginnt, sieht er Evas Antlitz entspannt und
voll Frieden. Er beugt sich über die Schlummernde, streicht
ihre sanft über Stirn und Haar, ohne daß sie ihre Lider
hebt.
„Mein Kamerad, mein lieber Kamerad“, flüstert er
gärtlich, „wie soll es denn hier gehen ohne Dich?“
Dann geht Stephan Gast in die Küche und macht Feuer;
er setzt den Kaffeekessel auf; er zieht seine derben Schuhe an
und nimmt den Spaten. Richtig, da kommt ein kleiner
Sturzbock den ausgewaschenen Feldweg herunter, die Be-
müßete des Gartens stehen schon unter Wasser. Stephan
gräbt einen Abzugsgraben. Schweiß rinnt ihm von der
Stirn, seine Schuhe sind naß. Aber klar und kühl weht ihm
die Morgenluft um Wangen und Schläfe; sie macht den Kopf
frei von quälenden, törichten Gedanken . . .
„Guten Morgen, Stephan! Warum hast Du mich nicht
geweckt?“
„Ja, Eva ist neben ihm mit derben Schuhen und
Spaten gleich ihm. Jäh und schweigend arbeiten sie zusam-
men. Sie sind nur noch zwei gute Kameraden, die ihr er-
oberetes Land vor dem Wasser schützen; sie sind zwei in der
Einsamkeit, die um ihr Stückchen Heimat kämpfen. Und
beide fühlen wieder, welches Glück es ist: Zwei!“
Als sie zusammen zum Hause gehen, strahlt die Mor-
gensonne über dem weiten Bunde. Dankt ihnen sie in der
Küche am warmen Herd und trinken Kaffee. Ihre Ge-
spräche betreffen alle die Tagesarbeit.
Nur am Abend, als sie vor Evas Blumen stehen, vor
buntem Pflanz und ersten Aftern, als sie die Weinlaub
sehen, das purpurn zu glühnen beginnt, in dieser friedlichen
Feierabendstunde, durch die geruhame Tage des Herbstes
leuchten, meint Stephan stöckend: „Und wie ist das nun mit
uns beiden Eva?“
Sie lehnt sich leicht an seine Schulter: „Denk nicht mehr
an gestern, Stephan. Du mußt Geduld mit mir haben. Es
hat noch einmal seine Arme nach mir ausgestreckt, dieses
frühere Leben, das wir abgetan haben, weil es unter seiner
schillernden Oberfläche so viel Haßes hatte. Aber die Ver-
suchung ist schon wieder vorbei und überstanden.“
„Ach wüßte es ja, Eva. Ich bin sehr froh heute. Sieh,
Eva, wir werden ja nicht immer allein bleiben. Rein, ich
meine nicht die Nachbarn, die bald kommen werden.“
Während Eva ganz in Sonnengold und Abendstille
steht, sieht sie in einer begnadeten Stunde die Zukunft:
ihren Sohn, dieses geliebte, noch ungeborene Kind, das des
Vaters Herz haben wird, dieses treulichende, zuverlässliche
Herz!

Unfrankiert.

Heitere Erzählung von Rudolph Koop.

Um es gleich zu sagen: Karl Walter war sparsam, sehr
sparsam! Wahrscheinlich lag es im Blute, denn sein Urgroß-
vater soll aus Schottland zugewandert sein. Bei der Ein-
deufung hatte er nur das Mac und die ersten beiden
Buchstaben seines Namens beibehalten und das übrige weg-
gelassen — aus Sparbarkeit: Man verbraucht dann bei den
Unterchriften weniger Gänsefedeln und Tinte. Und er unter-
schrieb oft, denn er war Kaufmann.
Auch Karl Walter war Kaufmann. Er hatte eine gut
bezahlte Stellung und überdies ein nettes erworbenes Vermö-
gen, das sich ständig vermehrte, denn er war nicht ver-
heiratet — aus Sparbarkeit. Er bewohnte ein sehr beschei-
denes Zimmer und hatte einen billigen Mittagstisch ausfin-
dig gemacht. Am liebsten aber ließ er sich von seinem
Freunde Fiete Ruhentamp einladen, vor allem Sonntags,
denn Frau Trine Ruhentamp lockte vorzüglich, und die
Sandtorte, die sie zum Kaffee bot, war ein wahres Welt-
wunder! Da sie nichts kostete, schmückte sie Karl Walter
doppelt so gut.
Seit einiger Zeit ging es Karl übrigens gesundheitlich
gar nicht gut. Der alte Hausarzt der Familie Ruhentamp,
von dem er sich nach langem Drängen unterzuchen ließ, er-
klärte ihn für unterernährt. Trine Ruhentamp meinte, der
Mittagstisch sei schlecht, aber Karl Walter behauptete, er lichte
an chronischer Appetitlosigkeit. Und dagegen verordnete
der Arzt ihm nun eine Badereise, sonst könnte er für nichts
einstecken!
Karl Walter war sehr erschrocken, als er das hörte, aber
sein bißchen Leben ging ihm doch noch über den Geldbeutel.
So hatte er nach endlosen Balaverns auf dem Verkehrs-
bus endlich eine ganz billige kleine Sommerfrische an der Ostsee
ausfindig gemacht. Sein Versuch, von der Reichsbahn eine

besondere Fahrpreismäßigung herauszuschlagen, mißlang;
so besand er sich wegen der zu erwartenden hohen Gelddaus-
gaben in wehmütiger Stimmung, als er sich auf dem Bahn-
steig von dem Ehepaar Ruhentamp verabschiedete. Der
bißchere, dicke, stets zu Scherzen aufgelegte Fiete soppte ihm
gerne ein bißchen mit seiner Sparbarkeit und empfahl ihm
daher recht fleißig zu baden; die Ostsee sei kostenfrei. Aber
Karl Walter überhörte die Anzüglichkeiten seines Freundes
und wandte sich in einem Anflug von Galanterie an Trine
Ruhentamp: „Liebe Frau Ruhentamp, Ihre sonntägliche
Sandtorte werde ich besonders schmerzlich vermissen!“
„Ach, wenn es weiter nichts ist!“ tröstete ihn Trine.
„Ich sende Ihnen eine mit der Post nach.“
So huschte ein zarter Sonnenstrahl neuen Hoffens über
des Kranken Gemüt, als sich der Zug Richtung Ostsee in
Bewegung setzte: den teuren Kuchen zu Nachmittagstafel
konnte er sparen! —
Karl Walter war in Schellischhausen bald heimisch.
Er hatte ein sehr billiges Zimmer in einem Fischerhaus
ausfindig gemacht, und als er entdeckte, daß die eine Schei-
be des kleinen Fensters ein Loch aufwies, gelang es ihm,
vom Zimmerpreis noch zehn Pfennige für den Tag herun-
terzuhandeln. Das Essen im Gasthaus war zwar nicht
billig, aber da jeder essen konnte, soviel er wollte — am
Mittagstisch daheim gab es abgeteilte Portionen —, hielt
sich unser Freund durch gewaltige Mengen schablos, denn
die täglichen Bäder machten hungrig.
Nur eines schmerzte ihn: die erwartete Sandtorte war
noch immer nicht eingetroffen!
Da kam ihm, als er am ersten Sonntag nachmittags in
seiner Strandburg saß, ein genialer Einfall. Bei seiner An-
kunft hatte ihm die Kurverwaltung neben anderen Druck-
sachen auch eine schöne bunte Werbepostkarte in die Hand
gedrückt. Diese wollte er dem Ehepaar Ruhentamp gewiss-
fermaßen als Wink mit dem Jaunspatz zusenden. Er schrieb
also mit seiner zierlichen, etwas pedantischen Schrift darauf:
„Lieber Fiete! Mir gefällt es hier sehr. Die Bäder tun
mir gut, und der Appetit hebt sich gewaltig. Es geht mir
sehr gut. Nur Kuchen können sie hier nicht baden. Herz-
liche Grüße Deiner lieben Frau und Dir von Deinem Karl.“
Als er die Karte fertig hatte, fiel ihm ein, daß er keine
Marke besaß. Er ging also zur Post, aber das Postamt war
natürlich geschlossen. Mit einem Seufzer der Enttäuerung
stellte er fest, daß auch kein Briefmarkenautomat zu sehen
war, nun sparte er die sechs Pfennige für die Marke! Und
kurz entschlossen schrieb er an den Rand der Karte: „NB.;
Eine Marke ist in dem Nest natürlich nicht aufzutreiben,
aber das bißchen Strafporto macht Dir wohl nichts aus?
D. D.“ Und warf die unfrankierte Karte in den Postkasten.
Als der Lehrling der Firma F. Ruhentamp, Baum-
materialien, am Dienstagmorgen die Post in das Privat-
kontor seines Chefs brachte, sagte er: „Da ist noch eine Post-
karte mit Strafporto für uns auf der Post. Sie kommt aus
Schellischhausen.“
„Ein Lebenszeichen von Karl Walter“, rief Fiete ver-
gnügt seiner Trine zu, die ihm gerade das Frühstück ins
Kontor brachte, „und noch dazu unfrankiert! Das sieht ihm
ähnlich. — Hier hast Du Geld, Frig, lös sie ein“, sagte er,
zum Lehrling gewandt, hinzu.
Als Fiete Ruhentamp dann die Karte seines Freun-
des gelesen hatte, nahmen seine Augen den Ausdruck an,
den seine Freunde kannten und als sicheres Zeichen für
einen lustigen Streich werteten. Frühlich vor sich hinpie-
send ging er hinaus auf den Hof, wo die Arbeiter gerade
Baumaterial auf ein großes Lastauto luden.
Am gleichen Abend kurz vor Schalterstich betrat Fiete
Ruhentamp das Postamt und ließ ein umfangreiches vier-
eckiges Paket in den breiten Schlitz mit der Aufschrift „für
Warenproben und größere Sendungen“ gleiten. —
Karl Walter kam gerade vom Baden heim, um sich für
das Mittagessen zurecht zu machen, da sah er den Brief-
träger mit einem Paket in der Hand aus das Fischerhaus
zukommen, in dem er wohnte. „Die Sandtorte!“ jubelte er
im stillen und eilte dem Boten entgegen. Der aber fragte:
„Sind Sie Herr Walter? Ich habe hier ein Päckchen für
Sie mit Aufstellung, aber unfrankiert. Es macht zwei
Mark Strafporto. Wollen Sie das einlösen?“
Karl Walter zog ein langes Gesicht, aber als er die
Größe des Paketes sah, errechnete er sich schnell, daß ein
Kuchen von diesen Ausmaßen für zwei Mark immer noch
billig sei — und zahlte!
Brummend packte er in seinem Zimmer das Paket aus.
Unter der obersten Hülle lag ein Brief: „Lieber Karl! Als
wir auf Deiner lieben Karte lasen, daß es Dir sehr gut
geht, fiel jedem von uns ein Stein vom Herzen. Wir be-
eilen uns, Dir diese Wertobjekte . . .“
Karl Walter las nicht weiter. Voll banger Ahnung zer-
riß er das Papier. Heraus kamen — zwei schöne große rote
Ziegelsteine!

Der Bauer Doo.

Eine Geschichte aus der Mandchurei von Upton Close.
(Aus dem Englischen übersetzt von Bruno Böhm.)
Der Bauer Doo, härtig und patriarchalisch, ist der Grün-
der und Vorsteher eines mandchurischen Dorfes, das
„Welschenmiete-Doo“ heißt. Vor zwanzig Jahren kam Doo
als Einwanderer zu Fuß aus China dorthin, ein kräftiger
Bursche und ohne einen Pfennig in der Tasche. In seinem
gepollerten Rock hatte er eine halben Schffel Weizen ge-
wickelt, den er wie einen Schatz bewachte. Mit einem Spa-
ten, aus Bestrüppholz geschmiedet, bestellte er seinen ersten
Acker. In jenem Herbst kamen zwei seiner Rassen von Schan-
tung, um sich mit ihm zusammenzutun. Die drei bespann-
ten ein paar Felder mehr und bauten sich einen Unterstand,
dessen Lehmbiegelwände und Strohdach über das Bräule-
gras lugten. Im Winter kamen umherstreifende Wandliten,
um zu sehen, was bei Doo zu holen sei. Aber Doo gewann
ihre Vertrauen und schloß sich ihnen bei ihren räuberischen
Überfällen auf die Kaufleute der nächstgelegenen Eisenbahn-
Stadt an — es war eine neue Eisenbahnlinie, die den
„Bangbärten“ aus dem Norden, den Russen, gehörte. Mit